

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Karl, W.: Der Gänsejunker. Historische Erzählung aus dem Neckartal

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Da endlich hebt der alte Mann langsam den gelben Kopf und sieht ihn an mit einem verlorenen Blick. Die schlaffen Lippen bleiben unbewegt, aber sie können nicht verschweigen, was die Augen deutlich sagen: „Wer den Boden seines Handwerks verläßt, wie ich's getan habe, der muß anders sein als ich, um ihn jemals wieder zu finden. Meine Füße finden keinen Boden mehr auf dieser Welt.“

Er bringt ihn, der wie ein krankes Kind schwach ist, in sein Zimmer hinauf und schiebt ihm seinen Sessel ans Fenster. Frank sieht nicht hinaus über seine welken Blumen in den blauen Himmel, sein Kopf hängt vornüber, wie er im Gefängnis so viele Tage gehangen hat. Der Rechtsanwalt will ihm Wein zu trinken geben, den er schnell besorgt hat, er schüttelt nicht einmal den Kopf, um ihn abzulehnen.

Man muß ihn allein lassen mit seinen alten Möbeln, so findet er sich am ersten,“ denkt er schließlich und geht hinunter.

Als er gegen Abend noch einmal nachsehen will, sieht die Tür offen und der Alte ist fort. Er kennt die Gedanken eines armen alten Kopfes und geht zum Kirchhof. Der Wächter will gerade schließen. Er hat den Alten gesehen, der hätte lange auf einem Grab gegessen, wäre aber wieder gegangen.

Er bleibt auch fort. Und niemand weiß später, auf welchen Wegen er in dieser Nacht umhergeirrt ist, bis er sich doch aufmachte nach seinem Sohn. Am frühesten Morgen finden Steinbrucharbeiter, die nach Dornay wollen, auf der Höhe vor Mettmann einen alten Mann im Gras liegen. Sie meinen, er sei nur eingeschlafen. Er läßt sich wohl wecken, aber seine Beine können ihn nicht tragen. Da tragen sie, die ihn für betrunken halten und nach ihrer Arbeit müssen, ihn ins nächste Haus.

Darin wohnt eine alte Witwe, die auch schon aufgestanden und ins Feld



Am frühesten Morgen finden Steinbrucharbeiter einen alten Mann im Gras liegen.

gegangen ist, um Futter für ihre Ziege zu schneiden. Der legen sie ihn zum Scherz heimlich auf ihr armes Bett. Sie ist ein gutes Herz und läßt ihn ruhig liegen, legt ihm, weil seine Hände kalt sind und sein Atem schwach geht, auch noch ein Tuch über.

Am Mittag hat es sich in den nächsten Häusern — es stehen ihrer nur fünf hier oben am Weg — herumgesprochen und die Nachbarn kommen gelaufen. Einer von ihnen erregt sich für das gute Bett der Witwe und will den Trunkenbold aufrütteln: Der gelbe Kopf mit dem weißen Bart schlägt so seltsam hin und her. Da sehen sie, daß er eben gestorben ist.

Der Gänzjunker.

Historische Erzählung aus dem Neckartal von W. Karl.



I.

Hans Dhnegnick und das stolze Katherle.

Im das Jahr 1330, als wiederum das Faustrecht im deutschen Reiche regierte und jedermanns Hand war gegen jedermann, da lebte auf der steilen Burg Hornberg am Neckar ein mächtiger und zorniger Ritter, Hans von Ulkingen, gewöhnlich Hans Dhnegnick genannt. Denn das Vorgebirg seines Hauptes war mit dem Fessland des Rumpfes ohne die sonst übliche Landenge des Halses oder Genickes unmittelbar zusammengewachsen, so daß man den Ritter weder hängen noch köpfen konnte. Er war klein, aber fast so breit wie lang und von der Kraft eines Bären.

Einst zog er gemäß einer Wette drei starke Ritter am Seil vom Neckar aufwärts bis in den Gänsestall der Burg hinein. Und wie furchtbar wurde der Dhnegnick erst im Turnier oder Kampf! Gleich einer gewaltigen Stahlkugel prallte der gewappnete Klotz jeden Gegner erbarmungslos vom Gaul. Freilich entsprach solcher Körperkraft auch ein heldenhafter Appetit. Man erzählte sich, daß der Dhnegnick auf dem großen Turnier zu Heilbronn, wo nachher ein Junker von Angeloch beim Wein totgestochen ward, auf einen Sitz wohl ein Viertelkalb und einen Eimer Gundersheimer Roten verschluckte; und sei hernach noch in den Hirschen gegangen, frisch Bier zu trinken, die weil ihm der Wein Durst bereitete.

Hans Dhnegnick war nicht etwa ein gemeiner Straßenräuber, sondern sozusagen ein Faust-Rechtsanwalt. Er verfocht allerhand eigene und fremde Prozesse nach der damals gültigen Civilprozeßordnung, d. h. mit Klotz und Keitern, Sengen und Brennen, Schwert und Spieß. Mochte er nun den

Prozeß gewinnen oder verlieren, so sicherte er sich auf alle Fälle von den Klienten ein ansehnliches Honorar. Besonders die kleinen Klöster und Stifter konnten davon ein betrübtes Liedlein singen; denn da sie sich nicht selbst zu wehren verstanden, mußten sie ihn als Vogt annehmen, um ihn nicht zum Feind zu bekommen. Also zwickte Ohnegnid den Mönchen bald ein fettes Mättlein, bald einen heißen Weinberg, bald einen kühlen Sichelmastwald ab. Der Kaiser war fern und in stetem Krieg. Bei ihm gab es weder Macht noch Hilfe. Also ballte man die Faust unter der Kutte, betete aber fleißig zum Schutzpatron und andern wirksamen Heiligen, sie möchten den Ohnegnid balde schlagen mit schmerzhaften Krankheiten, damit er in sich gehe. Denn wie so manchen andern wilden Ritter, der in gesunden Tagen tat, als ob er die Welt freissen wollte, gedachten sie auch den Ohnegnid, wenn er sich vor Tod und Hölle fürchte, also zahm geworden sei, wacker zu scheren und von ihm nicht nur den alten Raub, sondern auch neue reumütige Stiftungen zu erhalten.

Junker Hans, von Haus aus ein armer Gesell, war durch seine ausgebehnte Praxis als Rechtsanwalt reich geworden. Er besaß nur einen einzigen, viel jüngeren Bruder. Dieser, im Gegensatz zu dem bortigen Ohnegnid ein bildhübscher Mensch und vaterlos aufgewachsen, hatte schon mit sechzehn Jahren eine Liebshast mit einer Rittersfrau gehabt. Als er einstmals in der Haut einer frisch geschlachteten Kuh aus ihrem Schloß geflüchtet werden mußte, schämte er sich derart, daß er in die weite Welt lief. Dort ist er verschollen. Sein Erbe, Schloß Guttenberg überm Neckar mit Dorf Mühlbach, verwahrloste.

Trotz großen Reichthums fand Junker Hans übrigens bei den Damen wenig Glück. Mit vierzig Jahren hatte er noch keine Frau. Denn unser Ritter verstand sich schlecht auf die damals hochgeschätzten Künste des adligen Minnedienstes. In seiner armen und rauhen Jugend hatte er dergleichen nicht gelernt. Deshalb schaute er bei den Zusammenkünften des Adels jeweils grimmig hinter seinem großen Weinkrug hervor auf die jungen zierlichen Gesellen, wie sie um die Frauen herumwedelten, mit süßen Worten, Gebärden und Liedern um Minne werbend. Was half es ihm, wenn er am nächsten Tag beim Turnier unter sie rannte wie ein zorniger Eber und ihrer sechs hintereinander in die Luft stach, daß sie flehend die Beine gen Himmel streckten? Nur noch mehr verabscheuten die Damen den rauhen Jgel, der ihren Lieblingen die zierlichen Knochen entzweistief.

Um so stärker wurde man daher auf den Neckarburgen überrascht durch die Nachricht, der wilde Hans Ohnegnid mache Hochzeit mit dem „stolzen Katherle“, ehemals einem der gefeiertsten Fräulein des Frankensandes. Aber auch jetzt noch war sie so etwas wie eine Schönheit: Nottes Haar, eine feenblasse Elfenhaut, wie nur Rothhaarige sie haben können, und dabei kirschenschwarze Augen. In ihrer Jugend dichteten sich die Minnesänger die Gehirne wund, um neue Vergleiche für ihre Schönheit zu finden; die Turnier-

helden schienen nicht Rippen genug zu besitzen, um sie in ihrem Dienste zu zerzhmettern. Aber alle Mühe war umsonst. Das „stolze Katherle“ rümpfte das Näschen über die Anbeter hinweg. Es war ihr keiner schön genug, oder witzig genug, oder reich genug. Da diente im Heere des Kaisers ein junger Ritter aus Kurpfalz, der sich Herr Künzlein nannte, ein armer Gesell, aber ein prachttoller Mensch, wie ihn das stolze Katherle sich ungefähr wünschte. Dem erwies sie Gnade trotz seiner Armut. Er wurde gesehen, wie er des Nachts im Mondenschein am alten Efeu der hohen Schloßmauer zu Katherle hinaufkletterte. Man nahm es in damaliger Zeit mit Liebes-sachen sehr leicht. Da, plötzlich, war Junker Künzlein aus Kurpfalz wieder verschwunden. Die lieben Freundinnen des schönen Katherle frohlockten, das verlassene Mägdlein aber wollte vor Liebe, Schmerz, Zorn und Scham sich in einen Tränenhaufen verwandeln. Allerdings nur eine Zeit lang. Denn als sie sah, welch große Freude den Nachbarinnen der Schmerz bereitete, raffte sie energisch ihren berühmten Stolz zusammen, rechte das schöne Haupt in die Höhe und nahm das Näschen scharf aufwärts und war dabei die stolze Katherle wie zuvor. Jetzt grad recht zuhause ließ sie die Männer abblitzen, überhaupt jedermann fühlen, daß ihr an keines Menschen Treue oder treue, Liebe oder Haß auch nur soviel wie an einem Lot Sand gelegen sei.

Aber im stillen weinte sie um den Treulozen. Denn er war der einzige Mensch, den ihr stolzes Katherle eigensüchtiges Herz wirklich lieben mochte.

Die Jahre verschwanden, die Freier auch, die Katherles Eltern starben und hinterließen nur ein elende Nest blutig rausten. Nun verschwand der letzte Freier, sein Haupt verhüllend. Aber dem einen Stück wenigstens zeigten die Brüder meinensamen Sinn, daß sie, um die Schwester Miterbin loszuwerden, diese kurzerhand ins Kloster steckten. Das machte man damals so. Aber das stolze Katherle verstand sein Jahrhundert schlecht, wollte auch nicht als trauernde Nonne zum Gitterlein herausweinen, wenn Künzlein etwa doch noch wiederkäme, sie zu holen. Also brannte Katherle aus dem Kloster durch zu entfernteren Bettern. Das stolze Mägdlein wanderte von Burg zu Burg, pflegte junge und alte Wöchnerinnen ihrer Sippe und kleinen Bettersfindern süßen Brei. Sie schämte zwar noch ärger als ihr Breihafen über dieses würdige Los und seufzte allnächtig um den bösen Künzlein, der allein daran schuld war. So schickte sie sich aber von Burg zu Burg durchs liebe deutliche Vaterland, bis sie das Dreihäselein endlich beim schwarzen Better Raban von Helmstatt aufstellte, der in seinen alten Tagen nochmals wartete Vaterfreunden erlebte. Dieser aber kam auf den Gedanken und hegte seinen lieben Kriegs- und Zehgenossen Ohnegnid hinter das auch in hohen Semestern immer noch hübsche Mägdlein; und sie-

Das Herz dieses alten Knaben brannte sofort lichterloh. Wer kennt die Geheimnisse der Entstehung der Liebe? Ziellich herausstaffiert und als ob er in einem gefährlichen Hinterhalt läge, sänftiglich auftretend wollte der erfahrene Begelagerer die schöne Beute umschleichen. Allein das stolze Katherle erklärte ihm kaltblütig, ohne mit der Wimper zu zucken, diese Firtlesanzereien ständen ihm rechtschaffen übel zu Gesicht; außerdem seien sie auch gar nicht einmal nötig. Wenn er sie wolle, könne er sie haben. Darauf legte sie ihre weiße kleine Hand in die Turnierfaust des wackeren Ohnegnick, die fast einen Quadratruf bedeckte, und wurde bald darnach dessen Ehefrau.

Bei der Hochzeit war sie schön, aber so bleich wie ihr Schleier. Denn in der Nacht hatte sie nochmals verzweifelt zu Gott und der heiligen Jungfrau geschrien um Künzelin, so laut, daß die Leute auf der Burg erwachten. Katharina verlangte bis zum andern Morgen ein göttliches Wunder. Als aber das Wunder immer noch nicht geschah, obwohl schon das Glöcklein zur Kirche läutete, riß das Mädchen die Blumen, die vor dem Bild der heiligen Jungfrau standen, aus den Töpfen und warf sie zum Fenster hinaus. Darauf ballte sie die Faust gen Himmel und suchte dem Künzelin. Zähneknirschend folgte sie den Brautjungfern, die sie aus ihrer Kammer abholten.

Auf der Burg Hornberg wählte sich das stolze und nun reiche Katherle ein schönes Zimmer als Kemenate (Frauengemach). Sie ließ es durch einen erfahrenen Meister aus Speyer fürstlich einrichten und vergrub sich darin. Ihren Mann behandelte sie möglichst als Luft.

Hans war hierüber natürlich sehr überrascht und wenig erbaut. Er versuchte, dem Katherle gütlich zuzureden, aber er bekam keine Antwort. Grob zu werden schämte er sich, denn in der rauhen, wilden Mannesbrust lebte doch die alte germanische Ehrfurcht vor der Frau. Er wäre im Stande gewesen, jeden Mann, der ihn beleidigte, niederzuschlagen. Hier war er waffenlos. Also holte er sich, bis es besser käme, Hilfe bei dem alten erprobten Tröster der Menschheit, dem Weinkrug. Das aber machte die ohnehin hitzige Seele nicht sanfter, und nur zu gut wußten seine Leute, weshalb sie ihn, wenn sein Gesicht purpurrot war, auswichen wie einem türkischen Kettenhund. Denn jeden Augenblick konnte ein furchtbares Wetter ausbrechen: „Hunderttausend Donner-Sakrament, und das Feuer vom Himmel soll dir auf den Schädel fallen!“ so pflegte er dann seine Ansprachen einzuleiten.

Als dem Paar nach Jahresfrist ein Mädchen, Nichts, geboren war, kam es dem gequälten Ohnegnick vor, als suche die Mutter das reizende blonde Kind nicht nur von dem Vater abzuhalten, sondern sogar mit Furcht vor ihm zu erfüllen. Also trank er nur noch mehr wie früher und wurde er noch zorniger. Aber gegen schön Katherle wagte er nichts zu sagen.

II.

Die Brüder im Kampf.

An einem schönen warmen Märztag wollte Katharina mit klein Nichts, die etwa sieben Jahre alt war, an den trockenen Rainen vor dem alten Tor der Burg Weilschen pflücken. Als aber das Tor geöffnet, die Zugbrücke herabgelassen war, stand drüben wartend ein Ritter mit einem Knaben. Der Ritter, ein schöner blonder Mann, aber sehr kränklich aussehend, zog höflich das Barett ab und wollte die Dame anreden. Da erstarrte er. Katharina schaute ihm betroffen ins Gesicht, tat einen Schrei und bedeckte beide Augen mit den Händen. Der Ritter war niemand anders als ihr verlorener Künzelin.

Nach einem Augenblick peinlichster Verlegenheit faßte sich der Ritter. Mit tiefer Verbeugung sprach er: „Wenn Ihr, edle Frau, die Herrin dieser Burg seid, so bitte ich um den Schutz Eures Daches, denn ich bin, ich bin . . . Ritter Kunz von Ultingen, des Schlossherrn einziger Bruder.“

Ein Schrecken und Zittern schüttelte den Leib der Frau. Außer Stande, ein Wort zu sprechen, bedeutete sie mit einer Handbewegung dem Fremden, ihr in die Burg zu folgen. Nachdem sie ihn in die große Halle geleitet, verschwand sie, um Hans rufen zu lassen.

Als dieser dem Bruder gegenübertrat, flammte seine Stirn.

„Woher des Wegs, beim Donner?“

„Aus zweiundzwanzig Schlachten, beim Donner, mit elf großen Wunden auf der Brust, beim Donner und beim Wetter, beim Teufel und bei was du begehrt.“

„Was willst du hier?“

„Meinen Bruder fragen, ob er mich in meines Vaters Schloß willkommen heißt oder nicht.“

„Sei willkommen in deinem Schloß. Hier hängt der Schlüssel zum Guttenberg. Der Hornberg aber gehört mir, und hier haben Galgenstricke und Ehebrecher nichts zu suchen.“

Junker Kunz wollte ans Schwert fahren. Aber vor Schmerzen stöhnend zog er den Arm wieder zurück. Er sagte grimmig: „Recht so, Bruder, das gehört zu meiner Buße. Du bringst mich um eine Stufe weiter hinauf im Himmel.“

„Weshalb bist du davongelaufen und hast die Mutter mit Gram unter den Boden gebracht?“

„Damit ich wiederkommen könne. Jedoch: was geht's dich an, Bruder, was ich tat? Hast du Schaden dadurch gehabt? Hast du um mich Leid getragen? Ich war schon auf dem Guttenberg. Die Burg ist zerfallen. In den Stuben spielen Regen und Wind mit Eulen oder Flattermäusen. Bis wieder Menschen dort wohnen können, bleibe ich hier, ob's dir lieb ist oder leid; hier bin ich geboren, hier ruhen die Gebeine meines Vaters. Bei ihm, nicht bei dir bin ich zur Herberge. Gib uns zu essen von seinem Gut, das auch mir gehört, und dann weise uns ein Lager an auf seiner Burg.“

Diese tapfere Sprache gefiel dem rauhen Ohne-



gnid, so daß er sanfter wurde. Er gehorchte brummend, indem er Essen auftragen ließ. Nach dem Zmbiß erzählte Kunz, ohne aufgefordert zu sein, in Kürze seine Erlebnisse. Er war als Knappe und Ritter in Kriegsdiensten gestanden beim Kaiser, in Ungarn, in Burgund, in Frankreich, zuletzt in Genua. Dort kaufte er sich aus dem Erlös seiner Beuten ein altes in die Felsen gehauenes Schloßchen am Meer nebst darunterliegendem Städtlein und nährte sich samt seinen Untertanen schlecht und recht vom Seeraub gegen nichtgenuesische Schiffe. Auch heiratete er die schöne wilde Tochter eines alten adligen Piratengeschlechtes und bekam einen Sohn Gerold. Als er aber auf den zweiten wartete, erschienen die Erbfeinde der Stadt Genua, die Veneziger; sie schlugen das genuesische Landheer in zwei Feldschlachten, wobei auch Kunz schwer verwundet ward, und brannten darnach die verhassten Raubhöhlen an den Meeresselsen nacheinander aus, wie man Wespennester verbrennt. Die Gattin des Ritters Kunz fiel, tapfer kämpfend, bei der Verteidigung ihrer Burg. Gerold war noch vorher nach Genua zu seinem mütterlichen Oheim, einem Stijtsheern, gerettet worden. Dem armen Kunz aber, den ein Stich in die Lunge mindestens für lange Zeit kriegsunfähig gemacht, blieb nichts anderes übrig, als mit seinem Sohn Gerold sich in die alte Heimat an den deutschen Neckar zu schleppen, wie der verwundete Löwe stöhnend in die Höhle kriecht, um dort zu heilen oder zu sterben.

Aus der kurzen, gedrungenen und ernststen Erzählung merkte Hans, daß sein Bruder ein anderer geworden war; er bereute jetzt seine hervorgesprudelte Grobheit. Freundlicher begleitete er den Kranken hinauf in dessen Zimmer. Unterwegs aber bekam Kunz einen Hustenkrampf. Schließlich warf er viel rotes Blut aus. Hans empfand tiefes Mitleid. In der Stube angekommen streckte er endlich dem Bruder die Hand entgegen: „Sei gottwillkommen, Bruder!“

Kunz studierte in den harten Zügen des Ohnegnid. Er las darin Ehrlichkeit und das Bestreben, Vereuenswertes wieder gut zu machen. Das gleiche las auch Hans in seines Bruders Augen.

„Ich danke dir, Hans.“

Sie gaben sich die Hand und schauten sich stumm tief in die Augen.

„Und du, kleine Ael (Elster), so schwarz wie Kohlen und so weiß wie Schnee, was ist denn mit dir, und willst du auch einmal ein Ritter werden?“ fragte Hans den Knaben, indem er ihn zum erstenmal anredete, mit rauher Freundlichkeit. Der Knabe schaute, lachend über die fremde Sprache, vom Oheim zum Vater hinüber.

„Ecco tuo zio, Geraldo. Er versteht nur italienisch. Küsse ihn und segne ihn, Bruder! Du kannst den Burschen vielleicht noch brauchen, er ist ein tapferer Kerl.“

Hans nahm den wilden italienischen Lockenkopf des Knaben zwischen seine ungeheuren Hände, küßte die Stirn und empfahl sich dann. Noch am selben Abend aber ließ er einen weitberühmten Arzt aus

Wimpfen kommen. Der gab dem Kranken eine außerordentlich wirksame, für alle Krankheiten nahezu unfehlbare Arznei ein, die er hauptsächlich aus Krebshirn bereitet habe. Denn wie der Krebs nur rückwärts gehe, so könne auch die Krankheit infolge der Arznei jetzt nicht mehr anders als hinter sich weichen.

Am nächsten Morgen konnten die Kinder Richards und Gerold fast nicht warten, bis sie zusammenkämen. Als bald schlossen sie innigste Freundschaft, obgleich sie einander kein Wort verstanden. Da man sich aber



Hans nahm den Lockenkopf des Knaben zwischen seine ungeheuren Hände, küßte die Stirn und empfahl sich dann.

bekanntlich am besten unterhält, wenn man selber redet und auf anderer Leute Worte nicht hört, so muß die Unterhaltung der Kinder geradezu ideal genannt werden. Eintvächig, Hand in Hand, jedes in seiner Sprache schwärmend, besuchten sie von jetzt ab alle Tage mehrmals die sieben Herrlichkeiten und Weltwunder der Burg, nämlich die rotängigen weißen Stallhasen, die gelben jungen Gänse, die blöden Kälber, die munteren Füllen auf der Weide, den lahmen Raben, der Adam und Eva sprechen konnte, die alte Eule im Käfig, die immer traurig den Kopf zwischen die Schultern steckte, seufzte und schlief. Manchmal wurde auch noch der wimmelnde Fischkasten unten am Neckar beacht. Nach und nach wußte Gerold übrigens all diese schönen Sachen deutsch zu benennen, und von frommen Knechten lernte er spielend die unentbehrlichsten Stallflüche.

Kunz litt schwer unter dem Verhältnis zu Katharina. Sie zeigte sich gegen ihn zuvorkommend, wie es der Hausfrau gebührte, aber eiskalt. Nicht eine Miene verriet, daß sie ihn von einsifer kannte, daß ihr an seiner Flucht und Heimkehr irgend etwas

liege. Daß freilich in stiller Kammer Zorn und Liebe um ihre Seele rangen, bis dieselbe vor Ermattung fast erlosch; daß Künzelin und immer wieder Künzelin ihr Denken erfüllte beim Wachen und Schlafen, das wußte der Kranke nicht. Er sah auch nicht die seltsamen Blicke, die ihn umflatterten und suchten und still auf ihm ruhten wie der kranke Vogel auf dem Zweig, aber scheinbar hinwegflogen, sobald sein Auge sich zu Katharina wendete.

Und doch mußte Kunz eine Aussprache mit der Schlossherrin herbeiführen. Nicht nur um seiner selbst willen, obwohl er, der Kranke und vielleicht bald Sterbende, unmöglich dem Gericht Gottes mit dem Fluch Katharinas entgegengehen wollte, wenn er diesen Fluch noch loswerden konnte. Er hatte das Mädchen einst verlassen, kalten Herzens, weil er es nicht liebte oder wenigstens nicht mehr, als er andere liebte. Sie war ihm eines seiner vielen süßen Spielzeuge für das starke jugendliche Bedürfnis nach Liebeleien, mehr nicht. Ein armes Mädchen zu heiraten, sich überhaupt jetzt schon an ein Weib zu binden, wo Tugend so sehnüchlich nach ihm schauten, alsdann auf seiner Felsenburg zu Güttenberg als armer Teufel sich vom Vorgen oder wie ein Fuchs im wilden Wald vom Rauben oder Hungern zu ernähren, das fiel ihm nicht im Traum ein. Einem Manne wie Ritter Künzelin stand die Welt offen.

Aber es war gründlich anders gekommen, als er gedacht; freilich auch Künzelin hatte das Leben anders anschauen gelernt. Und nicht nur um seiner selbst, sondern ebenso sehr um seines Sohnes Gerold willen mußte er sich mit Katharina aussöhnen. Denn selbst wenn er nach Güttenberg übersiedelte, wäre es grausam gewesen, den armen Knaben in die Einsamkeit mitzunehmen. Und erst wenn Kunz starb? Wer anders sollte dann an Gerold Mutterstelle vertreten als Katharina? Aber sie wich ihm, dem Treulojen, aus. Nie war es ihm möglich, sie unter vier Augen zu sprechen. So brütete er denn über dem Plane, sie um eine Unterredung zu bitten.

Junter Hans, der von diesen Seelentämpfen nichts ahnte, freute sich der Kinder. Nun wuchs ihm auch das Herz von klein Michis sachte entgegen. Als im Monat April wunderlicherweise nochmals tiefer Schnee fiel, setzte sich der alte Dhnegnick aufs Ross, band den Kinder Schlitten samt Gerold und Michis mit einem Seil an den Sattel und trabte nach Gundelsheim in die Rose. Dort ließ er die schneeballende Lateinjungend mit frischen Wecken sich erlaben und kaufte von einem fahrenden Waffenschmied dem Knaben Gerold einen prächtigen scharfen Kinderdolch mit Goldverzierung, Scheide und Gurt zum Umschnallen. Alle Welt erstaunte über solche noch nie an ihm gesehene erzentrliche Freigebigkeit.

Gegenüber dem Bruder wurde der im Grunde seines Herzens gutmütige Hans von Tag zu Tag freundlicher. Er war entschlossen, ihn überhaupt nicht mehr von Hornberg fortzulassen, bis der Kranke gesund oder tot sei, und in letzterem Falle Gerold an Kindes Statt anzunehmen. Um so mehr ärgerte es ihn,

daß Katharina den armen Schwager so überaus kalt und teilnahmslos behandelte, als ob er ein Wildfremder wäre. Hans glaubte erraten zu dürfen, daß diese Kälte ihm selbst, dem Ehemann, gelte, daß wenigstens er damit getroffen werden sollte. Katharina schien alles, was zu seiner Sippe gehörte, nicht leiden zu können. Er nahm sich vor, hierüber nun doch mit Katharina zu reden, und zwar bald, ehe sich Kunz bei ihm beklagen würde.

Eines Abends, als die Dämmerung schon einbrach, wollte Hans eben in dieser Angelegenheit in Katharinas Kemenate hinaufsteigen. Das war schon lange nicht mehr vorgekommen und fast schlug ihm das Herz. Da begegnete ihm im Gang die Kinder. Freudestrahlend zeigte ihm Michis ein großes Pergamentblatt, auf welchem in grellen Farben das Bild des heiligen Kriegsmannes Nazarius gemalt war, des Schutzpatrons des Klosters Lorsch. Das Blatt stammte offenbar aus einer Urkunde.

„Darf man einen Heiligen also herumschleppen? Wo habt ihr das Bild her?“

„Aus der Kemenate. Die Mutter hat es gehabt und hat geweint und ist eingeschlafen. Dann habe ich es genommen.“

Das Pergament war wirklich feucht, vielleicht von fallenden Tränen. Hans drehte es neugierig herum, las und verfärbte sich. Auf der leeren Seite stand: „Mein Herz ist schwer und krank und will versinken wie ein wundes Schiff im weiten Wasser, es sei denn, Geliebte, daß du mir vergebst. Sage mir, ob du zu mir oder ich zu dir kommen soll, damit ich reden kann, ehe ich stumm werde. Ich, Ritter Kunz, dein Künzelin, habe das geschrieben mit meiner eigenen Hand.“

Der Schlossherr lachte wie die Hölle, also daß der gewölbte Gang zitterte. Mit dem Schreiben in der Hand stürmte er davon, dem Zimmer des Bruders zu. Gerold folgte ihm, besorgt um das Schicksal des herrlichen Heiligen. Hans traf den Bruder, als dieser eben zur Tür heraustrat.

„Hast du das geschrieben, ehebrecherischer Hund?“ Kunz erbleichte, nicht aus Furcht, aber bei dem Gedanken, Katharina habe ihn an Hans verraten und ausgeliefert.

„Ja!“

„So wehr dich deines Lebens! Zieh vom Leder!“ Hans riß das Schwert aus der Scheide, Kunz kreuzte die Arme über der Brust. „Stoß zu, Hans.“

„Ich bin kein Mörder, wehr dich, sonst werd' ich's und wir fahren beide zur Hölle.“

Die Faust des Wütenden fuhr mit dem Schwert ausholend in die Höhe. Jeden Augenblick konnte die schwere Waffe auf das Haupt des Wehrlosen niederschwirren. Da hörte Hans hinter sich den Zorn- und Schreckensschrei des Knaben. Zugleich stieß Hans einen Laut der Überraschung aus. Dann rasselte das Schwert auf den Boden, Hans sank in die Knie.

„Heiliger Gott, hilf mir! Es wird ganz dunkel.“ Gerold hatte, ein heißblütiger entschlossener Genuese,



mit dem geschenkten Dolch den Dheim von hinten niedergestochen.

Als man den ohnmächtigen, blutenden Herrn fand, wußte niemand, wie all das zugegangen sein sollte. Man verwunderte sich nur, daß Ritter Kunz und Gerold aus dem Schloß verschwunden waren, und man redete über die Sache allerhand dummes Zeug.

Nur Katharina durchschaute den Zusammenhang, als sie aus Nichts die Geschichte mit dem Bild herauskatechisierte. Sie fandte heimlich vertraute Knechte aus, um nach den Flüchtigen zu fahnden. Aber diese wurden nirgends mehr angetroffen.

Das schöne Katherle war der Verzweiflung nahe. Droben in seiner Stube lag der verwundete Hans in heißem Fieber. Er fluchte, betete, weinte durcheinander. Gräßliche Verwünschungen stieß er aus gegen sein Weib, seinen Bruder und dessen Sohn. Oftmals schlug er nach Katharina mit der Faust oder er stieß sie mit dem Fuß. Aber sie ließ sich nicht verjagen. Tränenlos, totenbleich wachte sie an seinem Lager Tag und Nacht. Niemand durfte sie ablösen. So wurde sie elend wie ein Gespenst. Aber sie wollte sterben, sterben in der Pflege ihres Ge-



„Heiliger Gott, hilf mir! Es wird ganz dunkel.“

mahts. So hoffte sie Gott zu versöhnen für alles, was sie an dem armen Hans seither gesündigt hatte.

Obwohl der schon genannte berühmte Medicinmann nicht nur mit seiner unfehlbaren Krebshirnarznei, sondern auch sonst noch mit allerlei höllischen Tränken, mit Schröpfen, Aderlassen und Laxieren dem kranken Hans zu Leibe ging, entrann dieser dennoch dem Tode. Eines Nachmittags schlief er fest ein und schlief nun vierundzwanzig Stunden ununterbrochen. Als er aufwachte, war er wieder bei Verstand. Mühsam knüpfte er die wirren Fäden in seinem Gedächtnis aneinander.

Die klare Erinnerung an das Vorgefallene stellte sich ein. Und so lag der matte Mann in seinem Bett und starrte an die Decke. Katharina ließ sich nicht sehen.

Ein Mann wurde hereingeführt, angetan wie ein Ritter, obwohl er keiner war. Denn er stellte sich vor als Meister Simon Gulden Schuh, Dienstmann des Klosters Lorsch im Lobdengau. Er eröffnete dem Ritter, Herr Kunz von Ulkingen habe die Burg Guttenberg samt Dorf Mühlbach und den Höfen jenseits des Neckars um 70 Gulden dem Kloster verpfändet. Die gnädigen hochwürdigsten Herren von Lorsch aber hätten ihn, Simon Gulden Schuh, zum Verwalter und Vogt der Herrschaft Guttenberg eingesetzt.

Hans biß die Zähne aufeinander. Er machte eine Anstrengung, um aus dem Bett zu fahren, dem Fremdling an die Gurgel zu springen oder ihn zum Fenster hinauszwerfen. Aber er konnte sich nicht von der Stelle rühren. „Mensch,“ sagte er mit matter Stimme, „wenn du mir nochmals vor Augen kommst, so hüte dich, denn ich werde dir mit dieser meiner Faust den Schädel einschlagen! Und meinem Herrn Bruder sage, dem Ehebrecher, was du jetzt hörst: Ich will ihn und die giftige Ratter, die mich gestochen hat, aufsuchen zu Wasser oder zu Land, auf der Erde oder in der Luft, und wenn ich sie habe, so werde ich ihnen tun nach Gebühr. Ich werde sie aufhängen, wo sich ein Nagel oder ein Ast findet, mit meiner eigenen Hand, und kein Teufel oder Kaiser soll mich darum strafen. Das schwöre ich, Hans Ulkinger, beim lebendigen heiligen Gott und bei meiner armen Seele. Nun aber weg, verdammter Klosterschuster oder Schreiber oder was du bist!“

Meister Gulden Schuh zog sich sachte zurück und verschwand. Er hatte vom Ritter Dhnegnick schon fattsam gehört, um vorsichtig zu sein.

Als er weg war, trat Katharina ein. Sie blieb an der Schwelle stehen, die brennenden Augen zu Boden gerichtet. Hans schaute nicht nach ihr um, sondern er drehte sich stöhnend der Wand zu. Katharina wagte es, näher und näher zu kommen. Endlich warf sie sich vor dem Bett nieder und flehte: „Herr Ritter, mein Herr und Gemahl, Erbarmen, Erbarmen, ich bin unschuldig!“

Das war Hans etwas ganz Neues. Trotz seiner Wut und Schwäche tat es ihm unsagbar wohl, daß sein stolzes Weib vor ihm kniete. Er wälzte sich mühsam wieder ihr zu; sie ergriff seine bleiche Faust und bedeckte sie mit einem Strom von Tränen.

„Darf ich Euch sagen, wie es ging und daß ich unschuldig bin?“

„Ja, Katherle.“

Auch dem wilden Hans stürzten die Tränen aus den Augen. Katherle legte eine Generalbeichte ab. Sie erzählte alles von Anfang an, vom Tage an, wo sie den schönen Künzlein zuerst gesehen hatte, bis an den Tag des Unglücks.

Da fanden sich endlich die Herzen zusammen. Sie

hatten beide gesündigt und hatten sich beide zu ver-
geben.

Als Hans zum erstenmal wieder mit Katharina
ausritt, ging die Reise nach Heilbronn ins Frauen-
loster. Dort hatte das Ehepaar zur Sühne seiner
Sünden, zum Heil ihrer Seelen und zur Ehre Gottes



„Herr Ritter, mein Herr und Gemahl, Erbarmen, Erbarmen,
ich bin unschuldig!“

ihnen Altar gestiftet, auch reichlich mit Gütern und
Gefällen ausgestattet. Der Bischof von Speyer nahm
eigenster Person die Weihe vor. Und als ob
Gott wirklich den armen Sündern von Horn-
berg wieder gnädig sein wolle, sandte er ihnen ein
wundersames Wunderzeichen.

Es befand sich nämlich im Kloster eine alte Nonne,
welche im Geruch großer Heiligkeit stand, überdies
die Gabe der Weissagung besaß. Hatte sie
nicht einst auf der Wallfahrt nach Kislau einen blut-
dürstigen grausamen Wolf allein durch Anrufung
des dreieinigen Gottes in die Flucht geschlagen, so
er heulend wieder in den Wald lief, daraus er
kommen war? Konnte ein Zweifel sein, daß dieser
Wolf niemand anders gewesen ist als der leidige
Teufel selbst? Hat man ihn doch greulich lachen
hören, als er wieder im Wald verschwunden war!
Stand nicht an der Stelle eine hölzerne Kapelle,
bei welcher Wallfahrten und Wunder geschahen? Auch
haben manche Leute beteuert, sie hätten es einst
selbst gesehen, wie besagte Nonne beim Eisgang unter-
halb Gerach trockenen Fußes über den Nectar ge-
wandelt sei.

Über diese Heilige nun kam bei der Einweihung
des Altars plötzlich der Geist der Weissagung. Sie
verdrehte die Augen, ballte die Fäuste, stürzte zu Boden
und begann zu schreien: „Der Geist des Herrn ist

bei mir und tut mir kund, daß der Knabe Gerold
wiederkommen soll. Er wird der Hirt einer großen
Herde werden und die Leute der Burg Hornberg aus
Todesgefahr retten. Darnach aber kommt der große
und schreckliche Gerichtstag des Herrn und das Ver-
derben über alle Sünder, geistliche und weltliche.
Denn sie haben ihrer Herde vergessen, die sich Hirten
nennen und doch Wölfe sind. Wehe euch, ihr gesalbten
Priester, wehe euch, ihr Bischöfe . . .“

Bisher hatte der Bischof von Speyer andachtsvoll
zugehört. Als es aber so kam, gebot er ihr Schweigen;
sie schrie noch ärger und begann auch vom Papst zu
reden, da ließ sie der Bischof zornig hinaustragen.

Unser Ritter Ohneguid und alle Anwesenden aber
waren tief erschüttert. Sie priesen Gott mit lauter
Stimme. Allerdings wollte es dem Ritter nicht
passen, daß Gerold ein Hirt, d. h. Priester oder Abt
oder Bischof, werden sollte. Er hätte ihn lieber als
Junker wiederkehren sehen. Doch mochte es gehen,
wie es wolle, so war's ihm schließlich recht.

Aber halt! Wie stand's mit seinem Schwur, den
er vor dem Guldenstuh getan hatte? Es lief dem
Ritter siedendheiß den Rücken hinab. Geschworen
ist geschworen.

Das war ein bitterer Tropfen in den Freuden-
kelch. Hans wandte sich alsbald an den Bischof,
was er tun könne, um sich vom Schwur zu lösen.
Dieser machte ein bedenkliches Gesicht. Das sei eine
schlimme Sache. Er wolle sich aber für den Ritter
beim Papst verwenden, wenn er von Hans die langen
Luzheimer Rheinwiesen wieder beläme, die dieser dem
Stift neulich abgeknüpft habe.

Da wandte ihm Hans zornig den Rücken, ließ
jatteln und ritt mit seinem Gefolge davon.

III.

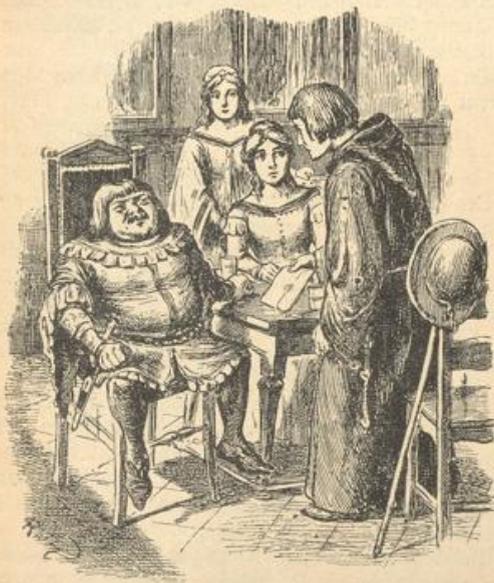
Bären und Hornisse.

Der freundliche Leser möge nun eine Zeit von etwa
zehn Jahren überschlagen und sich einstweilen vor-
stellen, Hans sei grau geworden, Katharina ebenfalls
zu reifen Jahren gekommen. Nichts wurde ein schönes
Mädchen, so reizend wie einst ihre Mutter gewesen,
nur ohne deren früheren Stolz. Frisch und gewandt,
fleißig und entschlossen hantierte sie in Küche und
Keller, Milchammer und Garnspeicher, wie es da-
mals sich für Ritterfräulein schickte. Sie fürchtete
sich nicht vor wilden Rössen, fluchenden Knechten und
betrunkenen Küfern. In ihrer Gegenwart blieb so-
gar dem Vater Hans mancher Fluch im Halse stecken.
Still zog er alsdann die rauschenden Segel seines
Zornes ein und ging von dannen.

Und doch lebte in dem tüchtigen, resoluten Mäd-
chen eine weiche Seele und im innersten Kämmer-
lein des Herzens keimte zarte Sehnsucht und Liebe.
Auch ihre Liebe galt freilich wie einst die der Mutter
einem Verlorenen, dem schönen Knaben Gerold. Als
damals der kleine Vetter spurlos verschwunden war,
hatte Nichts wochenlang in allen Ecken der Burg
weinend nach ihm gesucht und gerufen. Eine un-
nennbare Sehnsucht trug sie aus dem Kindesalter

hinüber in die Jungfrauenjahre. Aus der träumenden Knospe der Sehnsucht erblühte aber die holde Wunderblume tiefer, süßer, wehmütiger Liebe. Sie wußte wohl, daß Gerold, wie geweis sagt, als Priester wiederkehren werde. Und wann? Wenn sie beide alt und grau geworden? Nun, in Gottes Namen, wenn sie ihn nur noch einmal sah, ehe sie die Augen schloß.

Junge Mädchen waren eben schon damals rührsam. Um Pfingsten nun, da die deutschen Rompilger von der Osterfeier an den Gräbern der Apostelfürsten Paulus und Petrus aus der heiligen Stadt zurückzukehren pflegten, stellte sich auf der Burg ein frommer Wallfahrer ein, Ritter Hans Thomas von Breidenbach aus dem Odenwald. Er hatte es für dringend nötig befunden, sich in Rom für allerhand dunkle Sünden Absolution zu holen, denn er war eines der vielen verzweifelten armen Raubkänzlein des Lobdengau's, ein unheimlicher Kerl mit lauernden Augen, die in allen Winkeln des Schlosses suchend umherschmupperten wie ein hungriger Hund in der Küche. Der Breidenbacher zog, nachdem er sich weidlich gestärkt, einen Brief aus dem Pilgergewand. Das Schreiben stammte von dem Abt eines italienischen Klosters, in welchem deutsche Pilger häufig zu übernachten pflegten, wenn sie im heiligen Eifer auch noch gewisse oberitalienische Gnadenorte besuchten. Sofort mußte ein gelehrter Stiftskaplan aus Mosbach antreten, um dem Schloßherrn den lateinischen



Der Breidenbacher zog einen Brief aus dem Pilgergewand.

Brief zu überlesen. Man erfuhr folgendes: In dem besagten Kloster war Ritter Kunz sterbend mit Gerold angekommen. Er liegt dort begraben. In seinem Gewand hatte man jedoch ein Schreiben gefunden, welches seinen Namen und seine Herkunft offenbarte, zugleich auch die Bitte enthielt, dem Bruder Hans

von Nellingen auf Schloß Hornberg am Neckar mitzutheilen, daß der Sterbende ihm verziehen habe. Der Abt des Klosters aber unterschlug den Brief, weil ein Jahr lang keine Gelegenheit zur Beförderung desselben war und weil er Gerold unterdessen über alles lieb gewann. Er fürchtete, Gerold könne ihm durch den Dheim genommen werden. So behielt und erzog er den schönen Knaben, damit dieser vielleicht einst sein Nachfolger werde. Aber der Knabe wollte sich nicht zum Mönch schicken, sondern nur reiten, fechten, weltliche Gewandung tragen und anstatt Heiligenlegenden Heldenlieder lesen. Der alte Abt sah ihm vieles nach und hoffte auf die Einwirkung der Zeit, der Umgebung und seiner grenzenlosen Liebe. Allein er starb unerwartet, und der neue Abt, der schon längst mit Unwillen den sündigen Trost des Jünglings angesehen hatte, zog andere Saiten auf. Gerold wurde eingesperrt und mit Hunger und Schlägen traktiert. Als man ihn, scheinbar völlig gebrochen, wieder freiließ, entfloher er. Aber er wurde eingefangen und noch grausamer gequält. Nun verstrickte sich sein Trost soweit, daß er sich weigerte zu beten. Man hielt ihn für einen vom Teufel Besessenen und ging dem Satan mit Hunger, Geißeln und Weibrauch zu Leibe. Da entfloher Gerold abermals. Er lief in stürmischer Nacht ans Meer, bestieg ein Schifflein und wagte sich in das empörende Wasser, wohl um nach Genua zu seinem Dheim zu fahren. Allein Gott strafte solchen teuflischen Trost offenbar durch einen schrecklichen Tod im Meer. Das Schifflein kehrte nämlich umgestürzt in den Hafen zurück, Mantel und Hut des Jünglings wurden auf dem Ufer angeschwemmt. Also Nachricht hiervon an den Dheim zu Hornberg am Neckar, damit dieser das Seelenheil des verirrten Sohnes rette, was nicht umsonst sei. Der Abt empfahl zu diesem Zweck dringend reichliche Seelenmessen im Kloster, wofür Jantzen Hans so und so viel Goldgulden neuer Venediger Währung, fehlenden Falls Augsburger Münze, richten möge, aber pränumerando. Man hatte mit deutschen Rittern seine Erfahrungen schon gesammelt.

Auch dem Breidenbacher ward der Inhalt des Briefes mitgeteilt. Er war sehr erstaunt darüber, denn auf der Hinreise hatte er im Kloster den auf fallend schönen Jüngling Gerold kennen gelernt und von dessen Besessenheit mit frommem Schauer gehört. Auf der Rückreise war ihm auch die Flucht und das traurige Ende des Unsinnsigen mitgeteilt worden, ohne daß man ihm jedoch sagte, daß es ein Landsmann sei. Der Breidenbacher wußte auch sonst noch allerhand zu erzählen von Gerolds Tun und Leiden. Die Hornberger fühlten traurig das schwere Los mit, das den unglücklichen Knaben aus der blühenden Lebenslust in den grausamen Tod getrieben. Die Weissagung der Nonne war also Teufels Trug gewesen.

Hans und Katharina saßen stumm und zerknirscht, denn sie hatten auch diesen Tod auf dem Gewissen. Nichts aber weinte laut um den toten Geliebten.

Der Breidenbacher reiste seltamerweise sehr schnell wieder ab, der Heimat zu, wie er sagte. Allein er machte einen Absteher nach Lorsch und berichtete dem dort, was in Italien geschehen war. Das fuhr dem Brobst gewaltig in die Nieren und er schnauzte den Breidenbacher zuerst fürchterlich ab, daß dieser die Odesnachricht dem Ohnegnick überbracht hatte. Denn um war zu erwarten, daß dieser alsbald, als Erbe des Bruders, die Burg Guttenberg auslöste und inforderte. Was sollte man tun?

Der Breidenbacher, sonst dem Kloster willkommen wie eine Schmeißfliege dem Käse, wußte einen Rat: das Kloster solle ihn, ehe Hans Ohnegnick zugriff, auf zwanzig Jahre mit der Burg belehnen. Er wollte das Nest alsdann gegen Hölle und Teufel dem Kloster halten.

Was wollte man machen? Man stellte noch am gleichen Tag dem Breidenbacher den Lebensbrief aus. Nach einigen Tagen schon ließ Ritter Hans denn auch durch einen Notarius in Heidelberg, als einziger Erbe des Bruders und Neffen, das Schloß Guttenberg mit Zubehör fordern. Die Pfandsomme wollte er sofort erlegen. Allein das Kloster antwortete, in dem Pfandvertrag stünde nur von Kunz und Gerold, nichts von weiteren Erben, die zur Einlösung berechtigt seien. Wenn also Kunz und Gerold wirklich tot seien, könne es niemand mehr einlösen; so falle das Schloß unwiederbringlich an Lorsch. Und zum Zeichen, daß das Kloster besagtes Schloß jetzt als Eigentum betrachte, habe man damit bereits Unfern brämen, lieben, festem, frommen und getreuen Ritter Herrn Hans Thomas von Breidenbach befehlet.

Hans Ohnegnick war nicht der Mann, sich diese Rechtsauslegung gefallen zu lassen. Er rüstete sich in aller Stille zum Prozeß, d. h. zur entscheidenden, schwersten Fehde seines Lebens, zum Kampf mit einem der ältesten und mächtigsten deutschen Klöster, dessen Besitz so groß war wie ein kleines Fürstentum und unter dem überdies der gewaltige Erzbischof und Kurfürst von Mainz als Oberlehnsherr stand. Hans warb in aller Stille Bundesgenossen unter den Rittern des Neckargaus, die dem Kloster schon lang herne eins ausgewischt hätten, weil es mit seinem normen Reichtum Gut um Gut, Burg um Burg an sich brachte, während die Ritterschaft mehr und mehr verarmte. Die Edelleute stifteten also untereinander einen Bund und nannten sich die Bärenbrüder. Der Plan war, den Guttenberg durch Überfall für Hans zu erobern und gegen Lorsch und Mainz gemeinsam zu behaupten. Man rüstete in aller Stille. Hans ließ aus den umliegenden Gütern, dem Stockbrunnerhof, Hard- und Dornbachhof sowie dem großen Gut zu Barga die vom Winter noch übrigen reichen Vorräte ins Schloß schaffen; angeblich um sie dort besser zu verkaufen, in Wahrheit aber, um die Burg für den Fall einer Belagerung mit Proviant zu versehen. Ein Rüstmeister aus Heidelberg mußte heimlich Rüstungen und Waffen ausbessern. Der Brunnen wurde gereinigt und vertieft und anderes mehr. Auf St. Annentag endlich

sollten Abends Menschen und Vieh aus sämtlichen Höfen nach der Burg übersiedeln und Nachts darauf das Schloß Guttenberg durch Überfall genommen werden.

All dies ging im Verborgenen vor sich, ohne daß jemand anfangs eine Ahnung davon hatte. Denn in der Öffentlichkeit täuschte und beschäftigte Hansens Advokat die Lorsch'schen Klosterherren durch lange Proteste, Rechtsabhandlungen, Antworten und durch Drohungen mit dem Kaiserlichen Gericht, von dem doch kein Mensch etwas erwartete.



Der Jude hatte nämlich über seinem Haupte ein Gespräch zweier Verbündeten des Ohnegnick belauscht.

Jetzt aber geschah es, daß Hans einen Waibstadter Juden, der ihn nach seiner Meinung bei einem Pferdehandel über-vorteilt hatte, aufslauern ließ. Der arme Mensch wurde, obwohl seine Ehrlichkeit und Unschuld beteuerte, in das schauerliche Burgverlies des Hornberg gesteckt. Als man ihn mit der Winde am Strick von oben in das Loch hinabließ, riß der Strick und der arme Jude erlitt noch einen Rippenbruch. Er mußte ohne Doktor gesund werden.

Da er sich ferner weigerte, unkoschere Nahrung zu essen, wäre er bald verhungert, hätten nicht seine Verwandten endlich das Lösegeld für ihn aufgebracht. So wurde er halbtot wieder herausgezogen und entlassen. Aber er nahm aus seinem Gefängnis nicht nur Hornberger Läuse und die leidige Krähe mit, sondern auch das wichtige Geheimnis des Ritters Hans. Der Jude hatte nämlich über seinem Haupte ein Gespräch zweier Verbündeten des Ohnegnick belauscht, die nicht ahnten, daß drunten unter ihren Füßen ein Zuhörer saß. Flugs lief der Jude nach seiner Freilassung über den Neckar zum Ritter von Breidenbach und teilte ihm das Gehörte mit, aber unter dem eidesstattlichen Versprechen des Ritters, daß, wenn der Hornberg erobert werde, ihm als Lohn die große Gänseherde zufalle.

Nun tat auch der erschrockene Breidenbacher schnell

Räuber hinter der Bote für 1905.

das Seine. Ihm, der sich schon herzlich reich dünkte, wenn er nur zwei ganze Stiefel an den Beinen trug, war im Besitz der Herrschaft Guttenberg wohnig wohl gewesen. Jetzt war er in seinem Glück bedroht und schlimmen Falls wiederum seinem früheren armseligen Odenwälder Räuberleben überantwortet. Und das pflegte schließlich denn doch häufig mit Galgen und Rad zu endigen. Auch der Breidenbacher stiftete also unter seinen Odenwälder Spießgesellen, den armen Felsenkänzlein, einen Bund. Er fand Genossen genug dazu, denn der Ohnegnid wurde viel beneidet, weil er so reich und mächtig geworden war wie ein kleiner Fürst, und viel gehaßt, weil er schon mit manchem armen Raubgesellen à la Breidenbacher, wenn er ihm lästig wurde, kurzen Prozeß machte. Die Odenwälder nun nannten ihren Bund die Hurmauspun (Hornwespen, Hornisse) und wählten folgendes Bundeszeichen und Feldgeschrei:

Hurmauspun, tut euch iht erwecken,
Wir wölln die großen Bären stechen.

Um nun aber des gefürchteten und gewaltigen Ohnegnid Meister zu werden, mußte man ihn natürlich überraschen und unschädlich machen, ehe er selbst loschlug. Man faßte also den Plan, auf den Vorabend des Peter- und Paulstages von allen Seiten her vorsichtig an die Burg Hornberg sich anzuschleichen. Da an diesem Tag oder Abend nach Beendigung der Heuernte den Knechten gewöhnlich ein großes Mahl mit entsprechender Zecherei beschert wurde, so stand zu erwarten, daß bis Mitternacht sämtliche männlichen Inassen der Burg total bezechet in tiefem Weinnebel lagen und nicht einmal durch die Posaune des jüngsten Tags erweckt werden konnten. Da schien es möglich, die Burg zu ersteigen und einzunehmen. Hatte man aber erst Hornberg und den Junker Ohnegnid, so war der Krieg gewonnen und nicht nur Guttenberg gerettet, sondern auch Anwartschaft auf Belohnung und Beförderung im Dienst des Klosters Lorsch erworben.

Hans Ohnegnid, sonst immer gut unterrichtet, erfuhr merkwürdigerweise von alledem nichts. Freilich hier hatte er es auch mit den geriebensten Räubern des Odenwaldes zu tun. Der Breidenbacher war so frech und seiner Sache gewiß, daß er, um Ritter Hans völlig sicher zu machen, eine umgestürzte Mauer seines Schlosses nicht einmal aufbaute, so daß man mit einem Fähnlein Handwerksburschen am hellen Tage es erobern konnte. Armer Hans, sieh dich für!

IV.

Der Gänsejunker.

Etwa drei Wochen vor Peter und Paul saß Michis am frühen Morgen beim Schloßbrunnen und nahm den Parademarsch ab über die große Gänsefahre, welche unter dem Oberbefehl des alten tauben Michel zur Felddienstübung auf dem Gänseanger oberhalb der Burg ausrückte. Voran marschierte stolz ein Paar riesiger schwarzer Gänse, die aus Spanien stammen sollten, ein Geschenk des Abts von Schönthal. Weil sie mit tiefen Stimmen begabt waren und anstatt

Gagag: Gog oder Gagog sagten, hatte sie der Pfarrer von Nedarzimmern nach der Offenbarung St. Johannis Gog und Magog genannt. Das Mäuschen der Gog, war besonders stark und wild und duldet andere Gänsefahre nur, wenn sie sich bescheiden an der Peripherie seines Wirkungskreises umherdrückten und sich sehr duckten und klein machten. Andernfalls wurden sie blutig gebissen.

Eben war die letzte Gans fröhlich über die Zugbrücke gewatschelt, da schritt ein schöner, schlanker Jüngling durchs Burgtor in den oberen Schloßhof. Tief erötend näherte er sich dem Fräulein.

„Was willst du?“ fragte Michis verwirrt über die etwas fremdartige Schönheit und Gewandung des Jünglings.

Dieser legte traurig den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund. Er war also taubstumm.



„Was willst du?“ fragte Michis verwirrt.

„Ach du armer Knabe, helf dir Gott!“ rief Michis erschrocken. Sie stand auf und winkte dem Fremden ihr zu folgen. In der Knechtsstube ließ sie ihn mitleidig Speise und Trank vorsetzen. Die Mädchen starrten alleamt, der Arbeit vergessend, den herrlichen Jüngling an; als sie erfuhren, er sei taubstumm wurden sie nur noch mehr für ihn eingenommen. Der arme Mensch aber schien wenig Interesse für sie zu haben. So oft er aufschaute, suchten seine leuchtenden Augen Michis. Dennoch schlossen die Mädchen den schönen Fremdling natürlich in ihr Herz. Sie hielten Michis inständig, man möge den armen Duden (Tolpatsch) auf dem Schloß behalten. Er könnte ja als Küchenjunge verwendet werden. Die Knechte seien ohnehin nicht zum Holzspalten und Wassertragen

bringen oder schimpften so greulich, wenn sie es nicht müßten.

Also bedeutete Michis den Taubstummen, er solle Holz tragen. Er tat es zögernd. Auch holte er Wasser. Aber schon am Abend merkte Michis, daß die Mägde sich allesamt nur um den Fremden zu schaffen machten und ihre Arbeiten veräußerten. Daher befahl sie ihm am Morgen durch Zeichensprache, mit dem alten tauben Michel auf die Gänseweide auszurücken. Man nannte ihn jetzt den Gänsjunker. Der alte Michel war über seinen Adjutanten sehr erfreut. Er tat ungemein wichtig und lehrte ihn die Hauptschwierigkeiten und Kunststücke seines hohen Amtes so gut, als ein Taubstummer den andern lehren kann. Nach wenigen Tagen hatte der Jüngling Michels Kunst doch schon so sehr erfaßt, daß er alle Lasten entlasten und morgens im Heu stecken lassen konnte, um den Gänsjunker allein ausfahren zu lassen. Eine merkwürdige Angst hatte dieser übrigens vor dem Schloßherrn, obwohl der sich gar nicht um ihn kümmerte. Aber wenn er auch nur in die Nähe des Gänschirten kam, wurde dieser blaß und aufgeregt.

Seltam war auch, daß schön Michis sich nunmehr allgemein für das leibliche und geistige Wohl der Gänse interessierte. Fast täglich mußte sie nach ihnen schauen. Denn nur der Gänsjunker sie nicht immer mit so trübenden Augen und errötenden Wangen begrüßte. Es machte sie fast traurig.

Wenn Gerold noch lebte, war er ungefähr so alt wie dieser arme Mensch. Ob er auch so schön war? Er konnte wohl nicht schöner sein.

So kam die verhängnisvolle Stunde an St. Peter und Paulstag. Gegen Mitternacht schlüchen die Hurnauspen wie Schlangen der Burg zu. Sie lagerten sich schweigend in dem mit Birken durchwachsenen Eisdengelstrüpp am Berg hinter dem Schloß. Ihr Kriegsplan lautete: Vier gewandte Burschen kletterten auf einer langen Leiter über den ersten Graben gehen, dort mittelst einer zweiten Leiter die Mauer an niedriger Stelle übersteigen und innerlich des Hofes auf den Dunghausen abspringen; darnach von innen her die betrunkenen Tormächter in ihrer Stube überfallen und ohne Geräusch niederlegen, das Tor rasch öffnen, die Brücke herunterreißen und den Hurnauspen Eingang verschaffen. Die Hornberger Knechte konnte man einzeln, wenn sie etwa im Halbrausch aus ihrer Wohnung durch die enge Pforte in den Hof herauseilten, leicht niederlegen, das innere Tor indessen einschlagen und den Hurnauspen in seinem Ballas überfallen.

Eben blies der Nachtwächter drunten in Steinbach, darnach in Hafmersheim Mitternacht. Der Breidenbacher, der auf einer an die größte Birke angelegten Leiter stand, brummte dreimal wie ein Horn. Das war das Zeichen. Die vier Kletterer zogen alsbald ihre Leiter über den Graben. Dunkel, gespenstig, stumm, ahnungslos glözte der Bergfried, der unheimlichere Wartturm der Burg, in die Finsternis hinaus. Noch eine Viertelstunde und Hornberg war

erobert, der verhaßte Ohnegnid ein toter oder geschlagener Mann. Nichts regte sich in der Burg. Die großen wilden Hunde lagen tot in ihren Hütten. Denn der Jude war am Abend nochmals in der Burg gewesen, angeblich um den Knechten Wundsalbe zu verkaufen. Bei der Gelegenheit hatte er den Tieren ein Gift beigebracht, welches sie in wenigen Stunden töten mußte. Die betrunkenen Knechte bemerkten es nicht. Der Jude Nathan stand bei dem Anführer unter der Leiter. „Krieg' ich auch die Gänse, oder krieg' ich sie nicht? Wenn Ihr nicht sagt ja, so schrei' ich! Gott, er hört nicht, der Ritter. Er sagt nicht ja. Krieg' ich die Gänse' oder soll ich schreien?“ Der Jude zitterte vor Geschäftsgeist. „Ob ich sie . . .“

Ein furchtbares Geschrei, wild, in fremder Menschensprache, machte ihn verstummen. Das Blut blieb ihm im Herzen stillstehen. Zugleich rauschte es in den Büschen, in den Birkenwipfeln, in der finsternen Luft wie das wilde Heer. Man hörte den Flügelschlag der gespenstigen Kasse des wilden Jägers und das gellende Wiehern der stürmenden Hengste.

„Der Teufel kommt, oder der wilde Jäger, Gott sei bei uns!“ flehte der Breidenbacher.

„Der Messias kommt,“ zeterte der Jude und begann hebräische Gebete herzuschreien. Aber da flogen zwei schwarze Ungetüme durch die Luft, rannten an den Breidenbacher an und stießen ihn von der Leiter herab, daß er ein Bein aus der Hüfte fiel und die Schulter brach. Er wälzte sich in brüllenden Schmerzen. Die tapferen Hurnauspen aber machten sich schreiend durch die Weinberge davon, ihre Leitern stehen lassend. Nur der Jude, vor Schrecken gelähmt, blieb bei dem Ritter.

Da piepste es neben ihm im Gras und eine Gans trat mit ihren halbwüchsigem Jungen aus dem Gebüsch. Sie schüttelte die Flügel und sagte munter und befriedigt: „Gagag,“ guten Abend.

„Ich glaub', daß es ist eine Gans. Gott der Gerechte,“ schrie der Jude und schlug sich ans Bein, „meine Seel', sind sie davongelaufen vor der Gänsherd', die meschugge Kerl'. Ist schon so was gewesen, seitdem Amalek ist geschlagen worden mit Blindheit? Au weih, meine Gänse! Wie wird er toben, der Ohnegnid.“

Und auch der Jude machte sich eilends aus dem Staub, als ob ihm der Ritter Hans schon am Kragen wäre.

Gerold hatte mit seinen Gänsen die Hurnauspen wahrhaftig und tatsächlich vertrieben. Er warf nun mit Steinen mächtig ans Tor der Burg und brachte durch sein Geschrei die Wächter vollends auf die Beine. Diese stießen ins Horn, brannnten Pechfackeln an, weckten die Knechte, daß sie mit Spießen auf die Mauer liefen, und riefen den Ritter Hans, der nicht schlecht fluchte. Aber man sah drauken keinen Feind; den Gänsjunker, der wie ein Wahnsinniger schrie und gestikulerte, verstand man nicht. Erst als der Tag graute und das Gelände übersehbar war, wagte man sich vor das Tor und fand nur den vor Schmerz halb ohnmächtigen Breidenbacher.



Dieser erzählte resigniert den Vorgang und bat mit matter Stimme um ritterlich Gefängnis, Arzt und Pflege. Mitleidig wollten ihn die Knechte gerade auf eine ausgehobene Schweinestalltür legen, da erblickte der Gefangene plötzlich den Gänsjunker. Seine schmerzhaft müden Augen verglasten sich.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Was willst du von mir, lausiger Lateiner, du Nichtsnutz, du Kezer, daß du aus der Hölle entläufst? Ich habe dir doch nichts zuleide getan und den Brief bestellt.“

„Kennst du den Burschen?“ fragte der Schlossherr, der mit Richis herzugetreten war, und machte verwunderte Augen.

„Das ist ja der Schlingel aus dem italienischen Kloster, der davonlief und im Meer ersoff, über den ich auch den Brief gebracht habe.“

„Gerold!“ schrie Richis und lag an seinem Hals.

Totenbleich stand Hans Ohnegnick daneben. Sein Schwur, sein Schwur! Da durchslog ihn ein rettender Gedanke. Mit gewaltiger Faust griff er nach dem Ledergürtel, der um die Hüften des Jünglings lag, riß die schlanke Gestalt aus den Armen der Tochter und schwang sie in die Luft. Alle entsetzten sich. Richis wollte dem Vater in die Arme fallen. Aber schon zappelte der Jüngling an einem Pfosten des Stalles. Hans hatte ihn mit dem Gürtel an einen dicken eisernen Nagel aufgehängt, wo sonst die Sättel hingen, und lachte, daß das Pflaster wackelte; dann nahm er ihn wieder herunter und küßte ihn.

So war der schreckliche Schwur erfüllt und die langen Matten blieben dem Ritter.

Noch am selben Morgen wurde die Burg Guttenberg ohne Schwertstreich eingenommen.

Bald hatte Gerold soviel Deutsch gelernt, daß er Schön Richis erzählen konnte, wie nur die Liebe zu ihr ihn zweimal zur Flucht aus dem Kloster und zuletzt ins stürmische Meer getrieben. Wie er mit seinem Schiffelein am Felsen gescheitert, aber durch die Wogen ans Land geworfen ward. Wie er dann, bilter hungernd, durch die Alpen und das Schwabenland gezogen, bis er endlich nach Hornberg kam, glücklich, als seine Augen Richis sahen, zitternd vor der Nahe des Oheims. Daß dieser ihm den verhängnisvollen Stich vergeben hatte, wußte er nun freilich schon; auch daß Frau Katharina ihm eine liebe Mutter sein wollte.

In jener Schreckensnacht vor Peter und Paul war Gerold mit seiner Herde wie so manchmal an heißen Nächten draußen im großen und geschützten Pferch geblieben. Als er merkte, was vor der Burg vorging, beschloß er, sein Leben zu opfern, um die Wächter und Knechte durch Schreien zu wecken und die Burg zu retten. Aber Gog und Magog flogen ihm, als sie seine Stimme hörten, nach und der ganze übrige Schwarm folgte. So verwandelte sich sein edles Opfer in einen glänzenden Sieg.

Als man im Herbst Trauben schnitt, wurden Gerold und Richis ein glückliches Paar. Bei der Hoch-

zeit war auch der gefangene Hans Thomas von Breidenbach anwesend. Er hinkte sehr, befand sich aber doch in fröhlichster Stimmung. Denn Gerold, der auf Hornberg blieb, ließ den armen Keel in Guttenberg als Schlosshauptmann sitzen.

Hans Ohnegnick aber zog sich mit Frau Katharina mehr und mehr ins Privatleben zurück. Er baute sich in der Burg eine neue Wohnung und wartete ängstlich auf den jüngsten Tag. Denn daß der demnächst kommen mußte, schien ihm sicher zu sein, nachdem die Weisjagung der Nonne Punt für Punt,



„Gerold!“ schrie Richis und lag an seinem Hals.

allerdings in unvernünftiger Weise eingetroffen war. Wenn Gerold auch kein Bischof ward, so war er doch Hirt einer großen Herde und hat solcher die Hornberger aus schrecklichem Verderben errettet.

Hans Ohnegnick machte für den Fall des Eintritts jenes jüngsten Tages ein Testament mit etlichen frommen Stiftungen, behielt aber das Schriftstück weislich bei sich, für den andern Fall nämlich die Weltkatastrophe aus unvorhergesehenen Gründen wieder abbestellt werde.

Darüber ist er und seine Katharina alt und lebendig satt gestorben, nachdem sie noch fröhliche Kindeskin hatten nach Kräften zu verziehen gesucht. Der junge Schlossherr aber, Gerold von Uelzingen, nahm die Bewilligung des Pfalzgrafen in sein Wappen ein schwarze Gans auf. Damit gab er dem Spottnamen Gänsjunker einen trotzigigen Hintergrund. Denn er behielt diesen Namen bis an sein Ende. In Kurpfalz wird man so etwas nicht mehr los-